



Bild 1: Blühende Feuchtwiese in der Sude-Niederung im Vorland der Deiche

## Juni – Der Blumenkranz der Auen



*Jeden Blumenkranz der Auen  
laß der Seele dazu dienen  
neu gekräftigt aufzuschauen...*

schrieb Rainer Maria Rilke, und er hatte ja so recht – seinerzeit. Bestimmt hat er sich nicht träumen lassen, daß es damit einmal vorbei sein könnte. Nun ja, fast vorbei. Die gute Nachricht ist: Es gibt sie noch, die blumenbunten Wiesen, die sich bei angemessener Nutzung auf feuchten und nassen, meist torfigen Böden entfalten (Bild 1); die schlechte ist aber: Sie sind hochgradig gefährdet und bestenfalls in kläglichen Restflächen erhalten. Die sogenannte „ordnungsgemäße Landwirtschaft“ – was immer das ist, denn das ist auch in unseren anderweitig doch so verbindlichen Gesetzeswerken nie definiert worden – ist auch in Naturschutzgebieten erlaubt, und das hat in ihrer modernen intensiven Form dazu geführt, daß selbst in solchen Schutzzonen eher monoton erscheinende Grünländer vorherrschen, deren Artenbestände nicht mehr Traum, sondern Trauma sind (Bild 2). Traditionelle Wiesen wurden je nach Bodenfruchtbarkeit und entsprechender Wuchsstärke der Wiesenpflanzen einmal im Spätsommer oder zweimal, nämlich Ende Juni und im Frühherbst, gemäht. Heutiges hochgedüngtes Grünland wird sechsmal und mehr gemäht; das hält nur Gras aus, das seine Erneuerungsknospen dicht am Boden hat. Die meisten Wiesenblumen, die ja lange Blütenstängel haben und Zeit für die Samenreife brauchen, können da nicht mehr mithalten, auch wenn der prächtig blühende Löwenzahn (Bild 3) mit seinen flachen Rosetten den Mähgeräten entgehen und bar der Konkurrenz anderer Kräuter mitunter zu einer täuschenden Massenblüte kommen kann.



Bild 2: Noch langweiliger geht's nicht – Intensivgrünland von heute...

Bild 3: Löwenzahn *Taraxacum officinale*

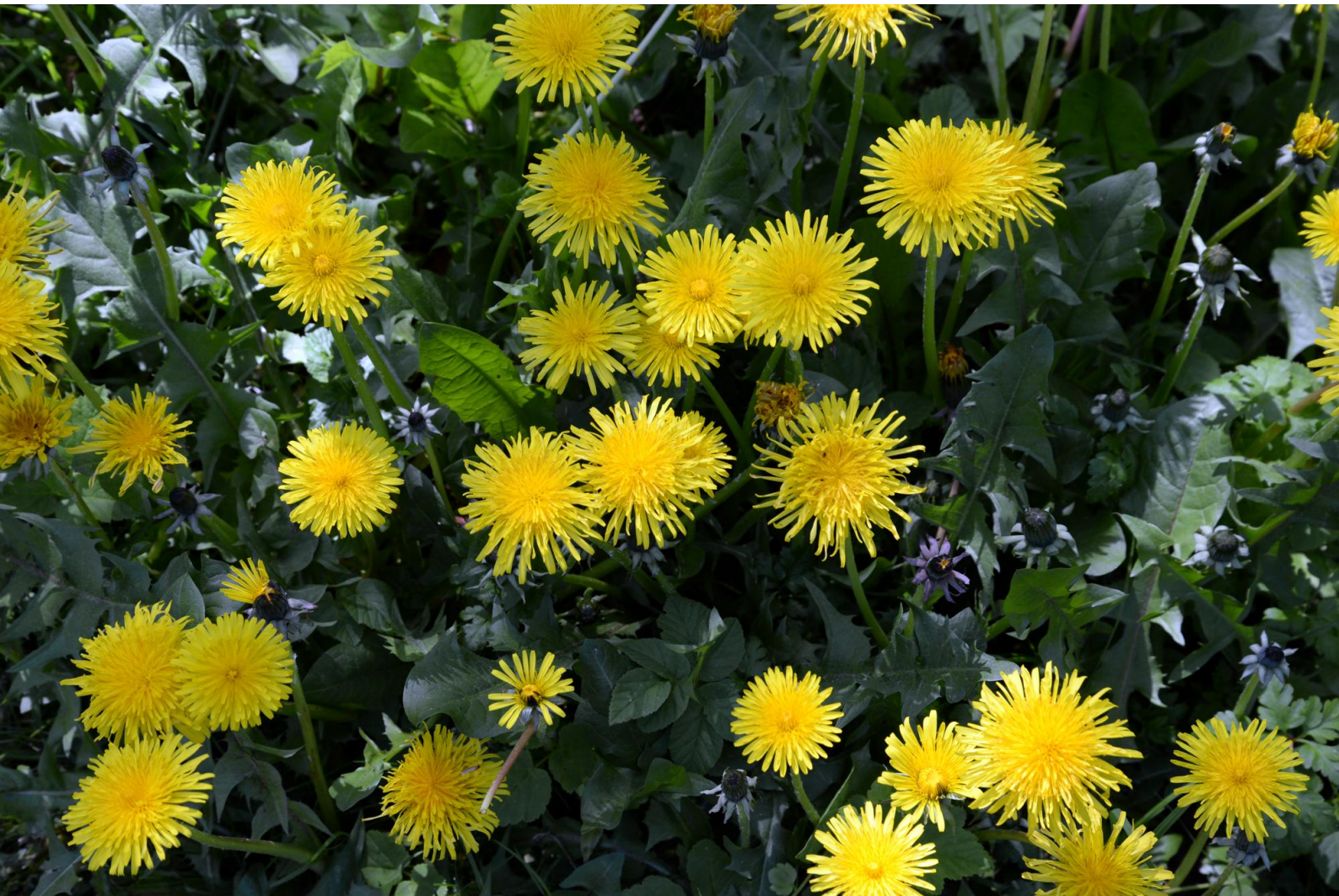




Bild 4: Sumpfdotterblume *Caltha palustris*



Bild 5: Wiesenschaumkraut *Cardamine pratensis*

Als Rilke seine Verse schrieb, gehörten Feuchtwiesen hingegen zu den artenreichsten Ausprägungen, die unsere Kulturlandschaft überhaupt zu bieten hatte. Vom Vorfrühling bis in den Frühherbst hinein boten sie ein immer wieder wechselndes Bouquet aufeinander folgender Blüten und deren Farben.

Den Reigen eröffnen mitten im launischen Aprilwetter die schwefelgelben Kronen der Sumpfdotterblume (Bild 4), bald begleitet von den zittrigen rosaweißen Wolken des Wiesenschaumkrauts (Bild 5).

Noch bevor dieser gelb leuchtende, weiß unterlegte Auftakt ganz zur Neige geht, steigt eine andere Farbe aus dem Grün der Wiesen hervor und bestimmt deren Anblick für Wochen ab Ende Mai und über den Juni bis manchmal in die ersten Julitage hinein: Rosa. Nun hat die Massenblüte der Kuckuckslichtnelke eingesetzt (Bild 1 und 6). Daß sie so eine Farbwirkung erzielen kann, würde man der einzelnen Pflanze vielleicht



Bild 6: Der Flor der Kuckuckslichtnelken *Lychnis flos-cuculi* im Pirschbach-Tal...

Bild 7: ...und die zarte Verursacherin selbst





Bild 8: Der Kuckuck *Cuculus canorus* ist wieder da...

gar nicht so ansehn, sind doch ihre Blütenblätter nicht breit und massiv wie bei der Sumpfdotterblume, sondern fein zerteilt in schmale Filamente (Bild 7). Doch wenn sie die richtigen Bedingungen findet, nämlich nasse, humose Wiesen, die oft aus der Kultivierung von Niedermooren hervorgegangen sind, kann sie große und dann auffällige Bestände bilden, nicht zuletzt, weil sie sich auch durch Ausläufer vermehren kann.

Ihrer Blüte verdankt sie insofern auch ihren Namen, als zur Zeit ihres Aufblühens auch die ersten Rufe des Kuckucks erschallen, der aus seinen afrikanischen Winterquartieren zurückgekehrt ist (Bild 8). Und der gleiche zeitliche Kontext betrifft auch kleine blasige Schaumklumpen, die man auf den Stängeln der Kuckuckslichtnelke, aber auch auf denen von Wiesenschaumkraut (das daher seinen Namen hat...) und saftigen jungen Gräsern finden kann (Bild 9). Sie werden als Kuckucksspeichel bezeichnet, was wiederum zu der alternativen Erklärung geführt hat, daß die Kuckuckslichtnelke

Bild 9: Kuckucksspeichel, tatsächlich die Schaumnester der Larven der Wiesenschaumzikade *Philaenus spumarius*





Bild 10: Zitronenfalter *Gonepteryx rhamni* im Landeanflug auf einen Judassilberling *Lunaria annua*...

nicht dem Vogelselbst, sondern seinem vermeintlichen Speichel ihren Namen verdankt. Tatsächlich hat der Kuckuck aber nichts damit zu tun, sondern der Schaum wird von Larven der Schaumzikade produziert, die in ihren Schaumnestern geschützt die Pflanzen anstechen und ihre Säfte saugen.

Bild 11: Zitronenfalter *Gonepteryx rhamni* mit geschlossenen Flügeln auf Lerchensporn *Corydalis solida*



Doch auch das üppige Blütenangebot der Kuckuckslichtnelke wird gerne als Nahrungsquelle genutzt, kein Wunder bei solchen Massen. Neben einer Reihe von Wildbienenarten und Nachtfaltern kommt besonders gerne auch der Zitronenfalter zu Besuch, der langlebigste Tagfalter in unseren Breiten, der immerhin zwei volle Sommer und den Winter dazwischen erlebt. Den Winter kann er überdauern, indem er in seiner Körperflüssigkeit Glycerin bildet, das als Frostschutzmittel wirkt. Und so kann man ihn im Winter im Gebüsch finden, besonders gerne in immergrünen Gewächsen wie zum Beispiel Efeu, wo er bei zusammen geklappten Flügeln durch die grünlich-gelbe Färbung der Flügelunterseiten kaum auffällt. Aufgrund dieser Überwinterung ist er auch einer der frühesten Schmetterlinge, die man gleich an den ersten warmen Tagen des Jahres wieder zu sehen bekommt. Während die Weibchen weiß gefärbt sind und deshalb leicht mit Kohlweißlingen verwechselt werden, fallen die fliegenden Männchen mit ihrer zitronengelben Oberflügelfarbe schnell auf. Wenn sie aber landen, klappen sie noch im Anflug die Flügel zusammen, und es ist annähernd unmöglich, ein gutes Foto eines lebenden Zitronenfalters mit geöffneten Flügeln zu bekommen (ich arbeite auch noch dran: Bild 10).

Er fliegt auf alle Blumen, die eine rot-rosa-lila Farbe aufweisen, zu Beginn auf die früh blühenden Lerchensporne (Bild 11), später auf die Kuckuckslichtnelke, aber auch auf andere Blüten ähnlicher Farbe, wie die des Judassilberlings (Bild 10). Dort treffen sie auf einen anderen frühen Schmetterling, den Aurorafalter, bei dem die Weibchen ebenfalls leicht mit Kohlweißlingen zu verwechseln sind,

Bild 12: Aurorafalter *Anthochris cardamines* mit offenen Flügeln





Bild 13: Aurorafalter *Anthochris cardamines* mit zusammen gelegten Flügeln

während die Männchen durch ihre orangefarbenen Flügelspitzen eindeutig gekennzeichnet sind (Bild 12). Das ändert sich schlagartig, wenn sie die Flügel zusammen legen. Auf der Unterseite des dann noch sichtbaren Hinterflügels zeigt sich ein unregelmäßiges grün-weißes Muster, das zwischen den Farben des jungen Laubes eine gute Tarnung darstellt (Bild 13).

Dem Aurorafalter ist die Blütenfarbe egal; was ihn zum Judassilberling treibt, ist seine Zugehörigkeit zu den Kreuzblütlern, zu denen auch das Wiesenschaumkraut gehört, das unter mehreren ähnlichen Arten seine eigentliche Hauptnahrungsquelle bildet. Er fliegt nur jeweils einen Frühling lang; jetzt im Juni, neigt sich ihr Leben dem Ende zu, und Ende des Monats müssen sie sterben.

Die Zitronenfalter aber fliegen weiter durch den Sommer, der ihnen weiterhin auf den Wiesen Blumen seiner Lieblingsfarbe bietet. Jetzt blühen etwa unsere Orchideen auf, die Knabenkräuter, von denen es gleich drei Arten auf den feuchten Wiesen gibt, nämlich das Breitblättrige (Bild 14), das Gefleckte (Bild 15) und das Steifblättrige (Bild 16). Alle drei Arten sind weit verbreitet, aber überall ziemlich zurückgegangen. Dabei bevorzugt das Steifblättrige Knabenkraut eher die kalkreicheren Jungmoränengebiete des Nordostens, während das Gefleckte Knabenkraut kühlere, moorigere Bereiche mag und deshalb besonders in Schleswig-Holstein häufiger vorkommt. Das Breitblättrige Knabenkraut verteilt sich hingegen recht gleichmäßig über den gesamten Norden. Aber wohlgemerkt: Selten sind sie inzwischen alle.





Bild 14: Breitblättriges Knabenkraut *Dactylorhiza majalis*



Bild 15: Geflecktes Knabenkraut *Dactylorhiza maculata*

Bild 16: Steifblättriges Knabenkraut *Dactylorhiza incarnata*



Nun finden Orchideen ja schon immer besondere Aufmerksamkeit, und wenn man denn nach ihnen Ausschau hält, fällt gelegentlich ein anderes Kraut auf, dessen Blüten ähnlich gefärbt sind und nicht weniger eigenartig sind wie die der Knabenkräuter; daß es sich aber nicht um eine Orchidee handeln kann, merkt man sofort an den Blättern, die fiederteilig sind und ein wenig an zarte Farnwedel erinnern: Das Sumpfläusekraut (Bild 17).

Läusekräuter gibt es in zahlreichen Arten auf der ganzen Nordhalbkugel, doch bei uns gibt es nur wenige, und auch die sind nicht häufig. Alle diese Arten sind Halbschmarotzer, das heißt, sie leben eigentlich wie ganz normale Pflanzen, machen mit ihren grünen Blättern Photosynthese und holen mit ihren Wurzeln Wasser und Nährstoffe aus dem Boden; dazu jedoch zapfen sie die Wurzelsysteme benachbarter Pflanzen an. Vor allem, wenn das Wasser knapp wird, erschließen sie sich über ein viel größeres Wurzelnetz als dem eigenen so einen Zugang zu erweiterten



Bild 17: Sumpfläusekraut *Pedicularis palustris*

Ressourcen. Nun sollte man nicht unbedingt auf Feuchtwiesen erwarten, daß Wasser knapp wird, aber in immer häufiger werdenden Dürresommern kann das durchaus passieren, und der humose Grund, auf dem die Feuchtwiesen wachsen, ist – einmal voll ausgetrocknet - ein besonders schwieriger Standort.

Natürlich geht das Gedeihen des Läusekrauts zu Lasten der angezapften Wirtsarten, aber das sind die auf Feuchtwiesen dominanten Seggen und Gräser, die entsprechend in ihrer Wuchskraft gehemmt werden, so daß das Läusekraut anderen Wiesenkräutern bessere Chancen eröffnet, gegen die Konkurrenz von Gräsern und Seggen zu bestehen.

Früher benutzte man es, um das Vieh mit einem Sud gegen Läuse einzureiben, da es ein natürliches Insektizid – Aucubin – enthält. Dementsprechend der Name der

Pflanze. Dennoch wird sie heute nicht mehr als Heilpflanze angesehen, warum auch immer. Fraß allerdings das Vieh diese Pflanze, wurde es "lausig", wie man so sagte, also unangenehm im Verhalten, und auch das soll eine Erklärung für den Namen des Läusekrauts sein.

Wie dem auch sei, inzwischen zieht sich das Sumpfläusekraut aus seiner ehemals mehr oder weniger gleichmäßigen Verbreitung über Mitteleuropa zurück in die kühleren Gebiete, nämlich im Süden in die Gebirge und in unseren Norden nach Nordniedersachsen, Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein und weiter nach Skandinavien. Ob das eine Folge der Klimaerwärmung ist, ist eine offene Frage.

Immer noch zur rosafarbenen Riege der Wiesenblumen zählend und auch nicht mehr so häufig wie früher, als es oft ebenso prächtig die Wiesen tönte wie die Kuckuckslichtnelke, ist der Wiesenknöterich (Bild 18), auch er eine Art, die es gerne etwas kühler mag. Er ist eine alte Heilpflanze zur Wund- und Durchfallbehandlung, und man kann ihn sogar im Frühjahr essen. Allerdings enthält er wie alle Knöterichgewächse Oxalsäure, und so kann zu häufiger Genuß zu Nierensteinen führen.

Damit endet der rosarote Rausch unserer feuchten Wiesen, aber dafür übernehmen andere Blumen mit anderen Farben im anstehenden Hochsommer (Bild 19). Nicht unerwähnt bleiben sollen aber noch ein paar Arten, die auch im Juni schon andere Farben ins Spiel bringen. Dabei handelt es



Bild 18: Wiesenköterich *Bistorta officinalis*

Bild 19: Hochsommerliche Feuchtwiese mit Sumpfkrazdistel *Cirsium palustre* und Sumpfhaarstrang *Peucedanum palustre*





Bild 20: Trollblume *Trollius europaeus*

wiederum oft um Arten, die eine Tendenz zeigen, sich aus wärmer und trockener werdenden Tieflandsbereichen zurückzuziehen ins Bergland und nach Nordosten in den Ostseeraum hinein. Dazu gehören Arten, die aufgrund ihrer insgesamt nördlichen Verbreitung schon immer ihren Schwerpunkt in diesen Gebieten hatten und anderswo auch früher selten waren oder gar nicht vorkamen, so daß die Verminderung ihrer Verbreitungsgebiete eher als randliche Erscheinung wirkt, wie bei der Trollblume (Bild 20), der Prachtnelke (Bild 21) und der Sibirischen Schwertlilie (Bild 22).

Bei Anderen hingegen, ist diese Tendenz auffallender. Wie schon das Sumpfläusekraut hat auch die Sumpfständelwurz (Bild 23), die wie die Knabenkräuter zu den Orchideen gehört, weite Tieflandsgebiete im wärmeren Westen und Süden verloren.

Bild 21: Prachtnelke *Dianthus superbis* mit noch feiner zerfaserten Blütenblättern als die Kuckuckslichtnelke





Bild 22: Eine große Rarität im Ostseeraum – die Sibirische Schwertlilie *Iris sibirica*

Bild 23: Sumpfständelwurz *Epipactis palustris*



Während man solche Rückgänge recht plausibel auf die Klimaerwärmung zurückführen kann, hat die Tatsache, daß die Sumpfständelwurz, das Sumpfläusekraut und all die anderen für Feuchtwiesen typischen Pflanzen auch dort, wo sie heute noch vorkommen, so selten sind, andere Gründe.

Feuchtwiesen sind entstanden durch Urbarmachung von Mooren, indem deren Torfböden so gut, wie es mit den Mitteln der damaligen Zeiten eben ging, entwässert wurden. Inzwischen sind die Methoden effizienter, die Maschinen schwerer und die Ziele der Landwirtschaft mehr darauf ausgerichtet, Ackerbau statt Grünlandbewirtschaftung zu betreiben, so daß auch weiterhin entwässert wird – über jedes Maß hinaus, was eine Feuchtwiese verträgt.

Daß die moderne industrielle Landwirtschaft einen Großteil unserer Biodiversität auf dem Gewissen hat, hat sich längst herumgesprochen, und die meisten Landwirte fühlen sich mit dieser Bürde auch nicht wohl in ihrer Haut. Dies wieder auszuwetzen, ist indessen schwierig in einer Zeit, in der Großkonzerne die Preise diktieren und die große Masse der Bevölkerung vor allem billiges Fleisch in den Kühltheken erwartet. Deshalb ist es weder gerecht noch sachdienlich, nur auf die Landwirte einzudreschen, denn sie handeln entsprechend einer Ausbildung, die sie einer fehlgeleiteten Ideologie der Wachstumswirtschaft verdanken, die wir alle unterstützt haben.

Was also tun? Den hohen Wert von Mooren und den aus ihnen hervor gegangenen Feuchtwiesen für den Schutz des Klimas haben wir längst erkannt, und Wiedervernäßung ist das Gebot der Stunde, um

Bild 24: Sag mir, wo die Blumen sind... - Binsen im Juni in der Delvenau-Niederung





Bild 25: Die Delvenau-Niederung im Winter

die Bildung neuer Torfböden zu ermöglichen. Um das überschüssige Kohlendioxid, mit dem wir die Klimakrise heraufbeschworen haben, wieder aus der Atmosphäre zu entfernen, haben wir nichts anderes als die Photosynthese der Pflanzen, die mit dem aufgenommenen Kohlendioxid ihre eigene Biomasse aufbauen. Und um das nun in dieser Biomasse eingebaute Kohlendioxid dauerhaft abzulagern, gibt es nichts Besseres als Torf.

Damit ist eigentlich klar, was wir tun müssen, nämlich so schnell wie möglich Moore und Feuchtwiesen als funktionsfähige Lebensräume wiederherstellen. Nur ist das leider nicht so einfach, denn die Existenzen der heutzutage auf den ehemals feuchten Flächen arbeitenden Landwirte würden dadurch bedroht. Bemühungen, ihnen auf wieder nassen Flächen alternative Bewirtschaftungsmöglichkeiten in Form der sogenannten Paludikultur an die Hand zu geben, sind noch nicht ausgereift und befinden sich weiterhin erst in der Erprobung; und es macht auch nicht alles Sinn, was dort entwickelt wird, wenn auch die grundsätzliche Idee, eine Landwirtschaft zu entwickeln, die auf nassen Böden zurechtkommt, vielversprechend ist. Es liegt also noch ein schwieriger Weg vor uns, bis wir zu befriedigenden Lösungen kommen können.

Bis es soweit ist, wird versucht, die verbliebenen und unter Schutz stehenden Feuchtwiesen durch eine extensive, also in ihrer Intensität eingeschränkte Bewirtschaftung zu erhalten. Aber auch dabei gibt es Fehlentwicklungen. So hat sich in weiten Kreisen die Ansicht festgesetzt, daß für die Pflege von als natürlich empfundenen Lebensräumen die Beweidung mit Schafen eine Art Allheilmittel und Garant für eine artenreiche Landschaft sind. Mal abgesehen davon, daß wirklich natürliche



Bild 26: Flutterbinse *Juncus effusus*

Lebensräume überhaupt keiner Pflege bedürfen, da sie sich selbst regulieren, sind Schafe in trockenen Kulturlandschaften wie Magerrasen und Sandheiden tatsächlich segensreich.

Nicht so jedoch in feuchten und nassen Lebensräumen. Die dort weidenden Schafe hinterlassen ein weitgehend blumenfreies Grünland, über dem ein brauner Schimmer liegt (Bild 24 und 25). Diese Brauntönung beruht darauf, daß eine Pflanzenart von den Schafen nicht gefressen wird, so daß sie sich ungehemmt entfalten kann, während die Gras- und Kräuter-Konkurrenz in den Schafsmägen verschwindet: die Flutterbinse (Bild 26). Sie gehört durchaus zur Lebensgemeinschaft der Feuchtwiesen, ist aber durch die Beweidung zum lästigen Weideunkraut geworden. Im Sommer prägt sie die feuchten Schafweiden durch die Massen ihrer knäueligen, braunen Blüten- und Samenstände (Bild 24 und 26), im Winter durch die braun abgefrorenen Spitzen ihrer immergrünen Triebe (Bild 25). Nur im zeitigen Vorfrühling weicht das Braun dem dunklen Grün des Neuaustriebs (Bild 27).

Warum ist das so? Eigentlich weiß man schon längst, daß Schafherden auf feuchten Böden nicht zu blumenbunten Wiesen mit Scharen von herumflatternden Insekten und Wiesenvögeln führen. Doch ist die Schäferei auch heute noch von einem romantischen Bild eines Schäfers umflort, der mit seinen gemächlich dahinziehenden Herden und von treuen Hunden begleitet über die weiten Fluren wandert, ein Bild, daß Fernsehberichte über die letzten echten Wanderschäfer in Süd- und Osteuropa wirksam verstärken. Schäferei hat deshalb in der öffentlichen Wahrnehmung etwas von „Heiler Welt“ und ist entsprechend positiv konnotiert. Da fällt dann auch in den Behörden die Entscheidung zur Wahl geeigneter Pflegemaßnahmen gerne zugunsten der ach so populären Schäferei.

Die moderne Wirklichkeit indessen sieht anders aus.





Bild 27: Frischer, dunkelgrüner Austrieb der Binsen auf einer feuchten Schafweide im Vorfrühling

Das Elend beginnt schon mit den Schafen selbst. Die wilden Ahnen der Schafe sind in Europa nicht heimisch (auch der Mufflon aus Korsika und Sardinien ist nur eine frühe Hausrasse, die auf diesen Inseln verwildert ist: Bild 29), sondern in den trockenen Bergsteppen Vorder- und Innerasiens zu Hause, wo sie heute noch leben (Bild 28). Ihre Hufe (von Schäfern „Klauen“ genannt) sind steinigen Untergründen angepaßt und wachsen dementsprechend zügig nach, um die hohe Abnutzung auf harten Felsen auszugleichen. Auf weichen, meist nassen Torfböden nutzen sie sich deutlich weniger ab, so daß die Hufe lang auswachsen und durch Beschneiden korrigiert werden müssen.

Dazu kommt, daß Schafe gegenüber einem Bakterium (*Dichelobacter nodosus*), das alle Huftiere, die auf feuchten Böden leben, befallen kann, besonders anfällig sind. Dieses Bakterium löst eine sehr schmerzhafteste Entzündung der Hufe und Füße aus, die sogenannte Moderhinke oder Klauenfäule. Schafhaltung auf feuchten Weiden kann also leicht in Tierquälerei ausarten. Um das zu vermeiden, werden die Schafe oft prophylaktisch mit Medikamenten behandelt. Und natürlich besteht seitens der Schäfer keinerlei Interesse, eine schon aus Gründen des Klimaschutzes dringend gebotene Wiedervernässung entwässerter Feuchtwiesen zu unterstützen.

Trotzdem sind feuchte Wiesen, wo sich die Schafe so richtig sattfressen können, statt auf Heiden holziges Heidekraut knabbern zu müssen, für Schäfer wirtschaftlich attraktiv. Nun sind die Schafe keineswegs so dumm, wie die gängige Redewendung sagt, und sie fressen zunächst einmal die leckeren Sachen zuerst, und das sind vor allem die knospenden Blütenstände der Kräuter, die dadurch nach und nach verschwinden, da sie nicht mehr blühen und sich versamen können. Danach



Bild 28: Wildschafe *Ovis ammon* in ihrem natürlichen Lebensraum in Innerasien (Quinghai): trockene, steinige Steppe

futtern sie den Rest der bevorzugten Pflanzenarten immer weiter bis nah an den Boden ab, und zwar deutlich tiefer als andere Weidegänger. Erst, wenn davon nichts mehr da ist, beginnt derselbe Zyklus

Bild 29: Mufflon, kein Wildschaf, sondern eine verwilderte frühe Haustierrasse





Bild 30: Portionsbeweidung in der Delvenau-Niederung schon im März, wenn die Birken gerade austreiben.

mit den weniger beliebten Pflanzenarten. Übrig bleiben die Weideunkräuter, im Feuchten vor allem die Flatterbinse.

In früheren Zeiten, als Schafweide tatsächlich noch mit blühenden Fluren einherging, kamen solche Probleme deshalb nicht auf, weil die Schäfer bei Anzeichen von Überweidung weiterzogen und die abgeweideten Landstriche sich erholen konnten. In der Regel wurden solche Flächen dann zur Heumahd benutzt oder mit Wanderherden aus Rindern oder Pferden besetzt, die andere Arten bevorzugten beziehungsweise übrig ließen, so daß sich eine mosaikartige Vielfalt auf den offenen Fluren entwickeln konnte.

Auch heute werden die Schafherden von Zeit zu Zeit an andere Orte gebracht, doch macht man das heute in sogenannter Portionsbeweidung. Das heißt, es werden eng begrenzte Bereiche durch mobile Steckzäune abgegrenzt, in denen die Schafe dicht zusammen gehalten werden. Dadurch werden die Schafe gezwungen, schließlich auch die weniger schmackhaften Arten zu fressen, um das Überhandnehmen unerwünschter Arten zu unterdrücken. Allerdings hilft das nicht bei Arten, die Schafe grundsätzlich nicht fressen, wie auf trockeneren Flächen Schafschwingel (der so heißt, weil er übrig bleibt, wo Schafe weiden), Disteln, Adlerfarn und auf feuchten eben Binsse (da wären wir wieder).

Hinzu kommen weitere Nachteile: Der Tritt der Schafe zerstampft und verdichtet den Boden. Sie sind zwar leichter als Pferde oder Rinder, können aber in der modernen Weidehaltung nicht in lockeren Trupps über die Weide streifen, sondern gehen mit ihren kleinen spitzen Hufen in dichten Gruppen. Auf Deichen und Dämmen setzt man diesen Effekt sogar positiv für die Hochwasserstandfestigkeit ein (sehr treffend als „Trippelwalzeneffekt“ bezeichnet), um die Bodenoberfläche zu verfestigen und Risse im Boden zu schließen; auf torfigen Böden ist er jedoch schädlich. Daß außerdem die Schafe in schweren Trailern mit entsprechend schweren Zugmaschinen von Weide zu Wiede gebracht werden (Bild 30), verschärft das Problem weiter. Die Fahrzeuge erzeugen auf den weichen Torfböden



Bild 31: Ein Storch *Ciconia ciconia* jagt Mäuse

in den Niederungen komplett neue Wegesysteme.

Geradezu ein Mythos ist, daß man die beweideten Flächen mit Schafen aushagern könne, das heißt, überschüssige Nährstoffe von den Flächen zu entfernen. Früher, zu Zeiten der herumwandernden Herden, hat das durchaus funktioniert, weil man die Herden nach dem Weidegang zum Schutz gegen Wölfe in über die Landschaft verteilte Schafställe trieb, aus denen man den Schafdung dann als Dünger auf die ärmlichen Äcker brachte. Heute fällt der Dung auf die Weideflächen und hilft so sogar bei der Nährstoffanreicherung, die ohnehin ein Grundproblem unserer Agrarlandschaft ist.

Wenn dann mit der Beweidung bereits im Laufe des März (Bild 30) begonnen wird, trifft das die Wiesenblumen mitten im Austrieb und die Wiesenvögel, von denen noch gar nicht die Rede war, genau zu der Zeit, wenn sie ihre Nester bauen wollen. Nicht umsonst wird von Landwirten anderweitig verlangt, in ihrer Grünlandbewirtschaftung eine Frist von Ende März bis Juli auszusparen. Die Schäferei ficht das jedoch nicht an. Auch ein Weg, zu einem stummen Frühling auf farblos grünen Flächen zu kommen...

Und doch, wenn dann auf den entwässerten Wiesen ein Storch nicht nach Fröschen, sondern eher nach Mäusen Ausschau hält (Bild 31), erscheint dem unbedarften Ausflügler die Welt ach so in Ordnung. Was für ein Irrtum!